

Leseprobe aus:

Peter Høeg

Der Susan-Effekt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PETER HØEG

DER SUSAN-EFFEKT

ROMAN

Aus dem Dänischen
von Peter Urban-Halle

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die dänische Originalausgabe erschien
2014 unter dem Titel »Effekten af Susan«
bei Rosinante in Kopenhagen.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Februar 2017
Copyright © 2015 by Carl Hanser Verlag, München
»Effekten af Susan« Copyright © 2014 by
Peter Høeg & Rosinante & Co. Kopenhagen
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach der Originalausgabe vom Hanser Verlag,
Gestaltung Peter-Andreas Hassiepen
Umschlagabbildung bpk/Bayerische Staatsgemäldesammlungen
Satz Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27203 5



Das für dieses Buch verwendete Papier ist FSC®-zertifiziert.

ERSTER TEIL

1

Wer sich für den Ehrenwohnsitz der Carlsberg-Stiftung in Valby interessiert, 850 Quadratmeter, voll unterkellert, mit Park, mietfrei und auf Lebenszeit, tut gut daran, sich beizeiten den Nobelpreis für Physik zu besorgen. Das hat Andrea Fink schon in jungen Jahren getan, weshalb sie das Haus irgendwann in den Sechzigern als Nachfolgerin von Niels Bohr übernehmen konnte und seit fünfzig Jahren bewohnt.

Jetzt bereitet sie sich darauf vor, es zu verlassen. Sie liegt im Sterben.

Die meisten nähern sich dem Tod widerstrebend, ich zum Beispiel werde ihn schreiend erwarten und dabei mit den Armen fuchteln. Andrea Fink schwebt ihm entgegen wie eine Operndiva bei ihrem Abschiedskonzert.

Es wird eine Wohltätigkeitsveranstaltung, sie hat alles verschenkt. Der Saal, den ich betrete, ist vollkommen nackt, mit Ausnahme ihres Krankenbetts. An den Wänden sind nur noch cremefarbene Felder übrig, wo die Gemälde hingen.

Nicht mal ein Stuhl ist noch da. Ich gehe zum Bett und stütze mich auf meine Krücke.

Ihr Gesichtsfeld ist eingeschränkt, erst als ich vor ihr stehe, sieht sie mich.

»Susan«, sagt sie. »Was würdest du tun, um deine Kinder wiederzubekommen?«

»Alles.«

»Dazu wirst du Gelegenheit bekommen.«

Sie öffnet die durchsichtige Hand, die auf der Decke ruht,

ich lege meine Hand in ihre. Sie wollte denjenigen, mit dem sie sprach, immer berühren.

»Du bist dünn.«

Ich spüre ihr Mitgefühl rein physisch. Bohr hat über sie gesagt, sie sei die einzige Berühmtheit, die er kenne, die durch ihre Berühmtheit nicht korrumpiert wurde.

»Ruhr. Aber ich werde behandelt.«

Irgendetwas drückt mir von hinten gegen die Beine, ein Stuhl wurde doch noch aus dem Nichts herbeigezaubert. Der Zauberkünstler bewegt sich im Halbkreis um mich herum und geht hinter dem Bett in Deckung.

Ein kleiner eleganter Mann mit starkem Glauben.

Er glaubt fest daran, den besten Schneider und den mächtigsten Staatsapparat zu haben. Sein Name ist Thorkild Hegn, angeblich ist er Staatssekretär im Justizministerium gewesen. Es ist das zweite Mal, dass wir uns begegnen.

Das erste Mal ist zwei Wochen zuvor, im Tula-Gefängnis in Manipur an der Grenze zu Burma, im Besuchszimmer, wie sie es nennen, einem fensterlosen Grabgewölbe aus Beton.

Das Erste, was mir auffällt, als sie mich ihm gegenüber plazieren, ist: Hier haben wir einen Mann, der den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik außer Kraft gesetzt hat. In einer Stadt und einem Raum, wo alles und alle schwitzen, auch der Beton, wirkt er kühl und aufgeräumt in Jacke, Schlips und weißem Kragen.

»Ich komme von der dänischen Botschaft.«

Natürlich kommt er nicht von der Botschaft. Sein Teint ist weiß und zart, er kommt direkt aus Dänemark.

»Wo sind meine Kinder?«

»Ihr Sohn befindet sich in Almoeda in Haft, einer kleinen Grenzstadt zu Nepal. Wegen versuchten Antiquitäten-

schmuggels. Ihre Tochter ist offenbar mit einem Priester des Kalitempels in Kalkutta durchgebrannt.«

Wir sehen uns an. Die Zwillinge sind sechzehn Jahre alt.

»Ihr Mann ...«

»Von dem will ich nichts hören.«

Er legt irgendetwas auf den Tisch. Ich habe Sehstörungen, deshalb kann ich zunächst nicht erkennen, was es ist. Allmählich kommt es, es ist das *Time Magazine*.

Auf dem Titel sind vier Menschen abgebildet. Ein Mann sitzt an einem Konzertflügel, an den sich zwei Kinder mit je einer Geige lehnen. Neben dem Mann steht eine Frau, die ihre Hand auf seine Schulter legt; rücksichtslose Menschen haben sie dazu überredet, sich mit Talar und Doktorhut auszustaffieren.

Die Kinder sind blond gelockt und blauäugig und sehen aus, als gewännen sie alle Herzen im Handumdrehen und würden im nächsten Augenblick ein Aufenthaltsstipendium für die exquisitesten Konservatorien des Auslands erhalten. Der Mann hat seelenvolle und melancholische Augen, und sein feines Lächeln verrät, dass es jedenfalls kein mangelndes Selbstwertgefühl ist, das seine Seele belastet.

Unter dem Bild steht »The Great Danish Family«.

Die Kinder mit der Geige sind meine. Die Frau mit dem Doktorhut bin ich. Der Mann am Klavier ist Laban Svendsen, mein Gatte. Es ist meine eigene Familie, die ich im Blick zu behalten versuche.

»Ihr Mann ist nach Goa gefahren. Mit einer Maharadschatochter. Siebzehn Jahre alt. Mit der versammelten südindischen Mafia auf den Fersen. Und wie ist es hier? Komfortabel?«

»Tadellos. Wir sind dreißig Frauen auf fünfzehn Quadratmetern. Türkisches Klo in der Ecke. Eine Tonne Regenwas-

ser und eine Schale Reis pro Tag für alle. Jede Nacht Schlägereien mit Rasierklingeneinsatz. Drei Wochen, ohne einen Anwalt gesehen zu haben. Letzte Woche hab ich Blut gepisst.«

»Wir können Ihnen Arzneimittel besorgen. Das Mädchen in Gewahrsam nehmen. Wir arbeiten an der Freilassung des Jungen. Vielleicht finden wir Ihren Mann, bevor die Mafia ihn findet. Wir hoffen, Sie alle in einer Woche in Dänemark begrüßen zu dürfen.«

Er will wedische Wunder vollbringen. Das herrschende Chaos der indischen Rechtsprechung überwinden. Auslieferungsvereinbarungen umgehen, einen Menschen ausfindig machen, der im indischen Weltmeer verschwunden ist. Und trotzdem fällt einem nur eine Frage ein: Nicht ob er es schafft, sondern warum er es tut.

Der zunehmend kleiner werdende Teil der dänischen Bevölkerung, der noch nie gegessen hat, hält Gefängnisse für stille Orte, niedergedrückt von Reue und Selbstprüfung. Das ist ein Irrtum. In Gefängnissen herrscht ein Lärm wie in Raubtierkäfigen zur Fütterungszeit. Aber im Besuchszimmer sind die Wände massiv, sie halten die Hochfrequenzschwingungen auf. Hier drinnen ist der Krach eher eine Vibration als ein Geräusch.

In dieser relativen Stille hätte er aufstehen und gehen können. Das tut er nicht. Irgendetwas hält ihn fest, er weiß nicht was.

»Sie sind wegen versuchten Totschlags mit bloßen Händen angeklagt. Nach dem Polizeibericht zu urteilen muss Ihr Opfer ein Mann von einem Meter neunzig und athletischer Statur wie ein griechischer Held gewesen sein. Wie hängt das zusammen?«

Seine Verwunderung ist ganz normal. Ich bin ja selbst ver-

wundert. Wenn ich je wiedergewinnen sollte, was mich die letzten Monate gekostet haben, kann ich mich glücklich schätzen, wenigstens wieder die Fünfundfünfzig-Kilo-Marke erreicht zu haben.

Die Veränderung besteht darin, dass er seine Neugier nicht verbergen kann.

»Das Kasino hat der Polizei erzählt, Sie wollten Jetons kaufen und hätten ihnen dafür seine Organe versprochen.«

»Das war ein Scherz.«

»Das Kasino hat es nicht so verstanden. Der Mann auch nicht.«

In dem Moment dämmert es ihm, dass er die Kontrolle verliert. Seine Fassade beginnt zu bröckeln. Einen kurzen Augenblick huscht der Schock, eine unbekannte Schwäche bei sich selbst entdeckt zu haben, über sein Gesicht. Dann steht er auf.

Hier und jetzt, vierzehn Tage später in Carlsbergs Ehrenwohnsitz, ist der Schock immer noch nicht ganz verschwunden. Aber dieser Mann begeht nicht zweimal denselben Fehler. Deshalb sorgt er dafür, dass das Krankenbett zwischen uns steht.

Er hält eine Aktenmappe in der Hand. Und dieselbe Nummer des *Time Magazine* wie vor zwei Wochen im Gefängnis.

Das Kopfende von Andrea Finks Bett steht vor einer Wand aus Glas. Draußen ducken sich aus fremden Erdteilen eingeführte Bäume und Büsche unter zehn Zentimetern schmutzdeligem Tauschnee und wundern sich mit uns, was man in Dänemark in dieser Jahreszeit eigentlich zu suchen hat. Aus dem Park erklingen Kinderstimmen. Ihr Gesicht hellt sich auf. Vielleicht sind es die Enkelkinder, vielleicht hat sie die Familie zusammengerufen, so kurz vor der Ziellinie.

In diesem Augenblick spüre ich, dass die Zwillinge in der Nähe sind.

Es ist eine irrationale Wahrnehmung, keine Reaktion auf einen physisch messbaren Reiz. Ich komme hoch und humple auf eine Doppeltür zu und schiebe sie auf.

Thit und Harald, die Zwillinge, das ist das Erste, was ich wahrnehme. Aber nicht das Erste, auf das ich den Blick richte. Als Erstes sehe ich den Mann am Flügel an, Laban Svendsen, meinen Mann, den Vater der Kinder.

Zur Bedeutung seines Vornamens sind im Laufe der Zeit viele Meinungen kundgetan worden. Ich kenne die autoritative Erklärung. Seine Mutter erzählte mir einmal, sie habe ihn so getauft, weil er schon von Geburt an eine so starke Ähnlichkeit mit einem Barockengel hatte, dass ihr Mutterinstinkt es für notwendig erachtete, ihm so früh wie möglich ein hübsches Knüppelchen zwischen die Beine zu werfen.

Er ähnelt noch immer einem Engel. Aber mittlerweile ist er fünfundvierzig. Und hatte die indische Mafia auf den Fersen.

Zu meiner Zufriedenheit stelle ich fest: Das hat ihn gezeichnet. Und zu meinem Bedauern bemerke ich, dass es ihn nicht tiefer gezeichnet hat.

Dass ich ihn zuerst ansehe, ist einer fest verankerten Vereinbarung zu verdanken. Schon vor der Geburt der Zwillinge wussten er und ich, dass wir Gefahr liefen, in unserer Beziehung zu den Kindern zu ertrinken. Deshalb verständigten wir uns auf einige Spielregeln. Die auch jetzt noch gelten, wo die Familie in Auflösung begriffen ist. Die erste dieser Regeln lautet: Wenn wir uns treffen und die Kinder sind zugegen, bestätigen wir, die Erwachsenen, zunächst einmal unsere eigene Existenz.

In grauer Vorzeit geschah das mit Küssen und Umarmun-

gen. Nun sind es nachdenkliche Blicke, die lebenslangen Groll und Sanktionen ohne Ende versprechen.

Die Zwillinge stehen an den Flügeln gelehnt. Aber sie haben keine Geigen. Und das ist nicht das Einzige, was fehlt, seit wir für das *Time Magazine* posiert haben. Auch etwas von der Unschuld, die der eine oder andere auf dem Foto zu bemerken meinte, ist verloren gegangen.

Sie laufen, ich stürze ihnen entgegen, wir treffen uns mitten im Raum und klammern uns aneinander.

Es ist eine äußerliche Wiedervereinigung. Innerlich habe ich sie schon vor langer Zeit verloren. Vielleicht schon bei der Geburt. Die kurz und hart war. Der Arzt wollte mir etwas Schmerzlinderndes geben, ich muss ihm irgendwas gesagt haben, bei der Visite achtundvierzig Stunden später war er immer noch blass. Aber ich wollte nichts versäumen.

Als ich die Zwillinge an die Brust legte, platzte die Blase, in der wir während der Schwangerschaft gelebt hatten. Ab der Minute, in der sie zur Welt kommen, bewegen sich Kinder von ihren Eltern fort. Sie drehen sich zur Brustwarze hin. Aber irgendwo weit unten in ihrem Nervensystem arbeiten sie bereits daran, von zu Hause auszuziehen.

Dennoch verspüre ich eine überwältigende Erleichterung. Und eine überwältigende Angst. Die meisten Naturgesetze können als energetische Gleichgewichtszustände formuliert werden. Wer ein Kind bekommt, erhält eine genau abgestimmte Balance von Liebe und Angst vor dem Verlust. Und wer Zwillinge bekommt, kriegt's doppelt. Auf beiden Seiten des Gleichheitszeichens.

Die unterdrückte Erschöpfung bricht wieder durch, das Zimmer schwankt, die Zwillinge führen mich zu einem Stuhl.

Thorkild Hegn steht in der Tür. Mit der grauen Aktenmappe. Und dem *Time Magazine*.

»Sie sind für viele ein Symbol. Der Künstler. Die Wissenschaftlerin. Kulturbotschafter der UNESCO. Mitverantwortlich für das größte EU-finanzierte Ausbildungsprojekt aller Zeiten außerhalb Europas. Wir werden versuchen, dieses Symbol zu erhalten. Wir glauben, wir können die indische Polizei besänftigen. Ein dänisches Verfahren vermeiden. Und verhindern, dass die orientalischen Dämonen, mit denen Sie sich angelegt haben, Sie bis hierhin verfolgen. Das wird ein paar Wochen in Anspruch nehmen. Wir haben die Heizung in Ihrem schönen Haus angestellt. Und den Kühlschrank aufgefüllt. Draußen steht ein Wagen, der Sie nach Haus fahren kann.«

Laban und die Zwillinge schauen ihn dankbar an. Sie sehen in ihm die gute Fee.

Das ist ein Irrtum. Es liegt an ihrer Sozialisation. Laban wurde geboren, um von der Wiege bis zum Grab geliebt, bejubelt und massiv gesponsert zu werden. Die Zwillinge haben ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert, ohne vom Schicksal härtere Schläge empfangen zu haben als liebevolle Klapse auf ihre gepuderten Popos. Sie haben noch keinen Verdacht geschöpft. Sie glauben, das Dasein sei eine Art Geschenkartikelshop mit freier Auswahl auf allen Regalen, selbst Laban, der es eigentlich besser wissen müsste, glaubt es.

Die Buchführung der Familie war immer meine Aufgabe. Und zwar nicht nur, weil ich mich mit Zahlen auskenne. Sondern weil ich die Einzige von uns vieren bin, die eine Ahnung davon hat, was die Wirklichkeit kostet.

Was die Wirklichkeit kostet, kommt nun allmählich zum Vorschein.

»Dafür bitten wir Sie um einen ganz kleinen Gefallen, Susan. Wir bitten Sie, jemanden etwas zu fragen.«

Er legt die graue Aktenmappe auf den Flügel.

Im Zimmer wird es still. Abgesehen von den fernen Kinderstimmen und den spiritistischen Interferenzen, die stets um einen Flügel herum wispeln. Sogar die Zwillinge verstehen langsam, was sich hier gerade abspielt.

Thorkild Hegn verhält sich still. Er droht nicht, er nötigt nicht. Ohne ein Wort zu sagen, lässt er die Wirklichkeit auf uns einwirken.

»Da steht eine Telefonnummer auf dem Umschlag. Für den Fall, dass Sie gute Nachrichten haben.«

Dann schließt sich die Tür. Er ist weg. Am andern Ende des Raums geht eine Tür auf, wir sehen in ein Entree mit einer Glastür. Draußen steht ein Auto und wartet. Familie Svendsens Audienz im Carlsberg-Ehrenwohnsitz ist zu Ende.

2

Ich stehe an meinem Herd und bereite eine Creme aus Tomaten und frischen Küchenkräutern zu.

Es ist ein kleiner Industrieherd, Naturgas, ich habe ihn eigenhändig auf einen Druck von 29 Millibar konvertiert, das sind dreißig Prozent über dem zugelassenen Maximum, ich mag es, wenn die Flammen fauchen.

Induktion kommt mir nicht ins Haus. Wenn Maxwell gehnt hätte, welch ein Missbrauch mit seinen Gleichungen getrieben würde, hätte er sie nicht veröffentlicht. Der heimische Herd besteht nicht aus einem Magnetfeld, er besteht aus offenem Feuer. Ich will den blauen Kern der Gasflamme aus fließenden Kohlenwasserstoffen sehen, und ich will – wie jetzt – den holzbefeuerten Pizzaofen draußen im Nieselregen zwischen hören.

Die Zwillinge sitzen auf dem Sofa, Laban am Flügel. Vor einer Dreiviertelstunde haben wir die Türschwelle überschritten und noch kein Wort gewechselt.

Das Haus war ein Traum. Der platzte.

Laban schwebte es vor Augen, ich habe es realisiert, das war unsere Arbeitsteilung. Es hat dreihundert Quadratmeter Grundfläche, begrenzt von Wänden mit weißem Wischputz und bedeckt mit einem gewölbten Zinkdach, das innen holzverkleidet ist wie ein Hangar aus dem Ersten Weltkrieg.

Die Empfindung, das Ganze könne fliegen, wird von großen Partien verspiegeltem Glas verstärkt, das vom Boden bis zur Decke reicht und die Sicht auf einen grünen Dschungel freigibt.

Wir errichteten es aus Materialien, die wie unsere Ehe fünfhundert Jahre und am liebsten bis in alle Ewigkeit halten sollten. Die Böden sind aus massiver Eiche, Laban bohrte, während ich dafür sorgte, dass die Unterleglatten waagrecht lagen. Und wir bauten so, dass die Freiheit nicht unter der Solidität litt, von drinnen sieht es aus, als schwebte das Ganze irgendwo in den Baumkronen eines temperierten Urwalds.

Tut es natürlich nicht. Das Haus liegt im Evighedsvej in Charlottenlund. Eine Viertelstunde vom Kopenhagener Zentrum. Wenn es gut läuft.

Dass Häuser leben, ist eines der forschungsstrategischen Axiome, die ich in der Wissenschaftlichen Gesellschaft noch nicht vorgestellt habe. Aber das kommt. Ich warte auf die richtige Gelegenheit.

Unser Haus atmet. Gerade noch so. Wir sind ein halbes Jahr weg gewesen. Allein das erzeugt eine Grundstimmung der Verlassenheit. Hinzu kommt, dass wir etwas mitgebracht haben. Eine Stimmung, gegen die kein Baumaterial auf die Dauer ankommt.

Manche glauben, ein gelungenes Familienleben erreiche man durch gelungene Kompromisse. Das ist nicht wahr. Liebe ist kompromisslos. Familien gelingen, indem man Koans löst. Oder richtiger: sie auflöst.

Ich dachte, wir hätten sie für immer gelöst.

Ich hätte es besser wissen müssen. Nichts auf der Welt ist für immer. Die Naturgesetze sind provisorisch. Kaum ist die Physik mit *einem* Weltbild zur Ruhe gekommen, löst es sich schon wieder auf und erweist sich als Sonderfall in einem größeren Paradigma. Zu den ersten Dingen, die mir Andrea Fink erzählte, gehörte die Aussage von John Bell auf einem Seminar im Amherst College, dass die Quantenphysik schon von

ihrer Grundlage her den Keim zu ihrem eigenen Untergang in sich trage.

So haben sich nun auch die guten Jahre der Familie Svendsen als vorübergehende Harmonie in einem sehr viel umfassenderen Chaos erwiesen.

Wir haben es versucht. Und eines der Rätsel, das wir lösten, war die Frage, wie vier Extremindividualisten, die jeder für sich von Natur aus Einsiedler sind, unter demselben Dach wohnen können.

So wie die Küche und das Wohnzimmer, die nun einen großen Raum bilden. Ohne irgendwelche Streitereien einigten wir uns auf die Möbel, den Flügel und die weißen Wände. Und darauf, dass das einzige Bild an diesen Wänden das Foto von Andrea Fink sein sollte.

»Ich freu mich, euch zu sehen.«

Thit hat das Schweigen gebrochen.

So mancher würde darin wenigstens einen Anfang sehen. Der ermuntert. Wir nicht. Seit dem Kindergarten wird sie von Freunden und Freundinnen »Thit-guck-und-buh« genannt. Nach einer liebenswerten Einleitung folgt in der Regel eine rasiermesserscharfe Fortsetzung. Wie jetzt.

»Ich wurde von einer Frau von der Polizei abgeholt. Irene. Die die ganze Zeit im Flugzeug neben mir saß. Sie sagte, Harald hat achtzig Jahre zu erwarten. Mama fünfundzwanzig. Weil der Mann ein bekannter Bollywood-Schauspieler ist. Ich glaube, wir sollten uns mal umsehen. Und nicht mehr daran denken, was für eine Familie wir mal gewesen sind. Sondern was für eine wir geworden sind. Ohne dass uns das so richtig aufgefallen wäre. Mama steht auf junge Männer.«

»Er war fünfundzwanzig«, sage ich.

»Du hättest seine Mutter sein können.«

Ich sage dazu nichts. Streng biologisch hat sie recht.

»Papa will junge Mädchen. Harald will Geld. Und ich ...«

Wir halten den Atem an.

»Ich will ein Haus am Meer. Sechs Reitpferde. Und Angestellte, die sauber machen.«

Wir atmen aus. Respektvoll. Es gibt nicht viele Mädchen von sechzehn Jahren, die derart tief in sich hineinzuschauen wagen.

Ich hebe den Teig aus der Rührschüssel. Die Schmedtler-Waage hat das Mehl aufs hunderttausendstel Gramm genau abgewogen. Das machen mir nicht viele Hausfrauen nach. Das Wasser und die mechanische Einwirkung haben elastische Peptinketten gebildet.

Die Tischplatte ist aus Corian, Stein, der zerkleinert und wieder zusammengeklebt wurde, die stoffliche Qualität ist auch die Lösung eines Koans, einer unmöglichen Aufgabe, eines physikalischen Paradoxes: die Vereinigung von Marmor, Plastik und Porzellan.

Die Tischkante ist abgerundet. Über der Rundung hängt der Teig und zieht sich selber papierdünn. Wir Experimentalphysiker sehen die Formeln nicht vor uns, wir spüren sie mit den Fingern.

»Was hast du gespielt, Mama?«

Ich antworte nicht.

Alle drei sehen sie auf die Wand hinter mir, auf das Foto von Andrea Fink.

3

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seit ich Andrea Fink zum ersten Mal gegenüberstand.

Es war im großen Hörsaal des H.-C.-Ørsted-Instituts. Sie war selten in Dänemark, und noch seltener hielt sie Vorlesungen hier, das Auditorium fasst achthundert Zuhörer, es waren zweitausend gekommen, sie drängten sich bis weit in die Flure hinaus.

Sie sprach über die Riemann'sche Geometrie. Als sie geendet hatte, war sie in weniger als einer Sekunde verschwunden, so als hätte sie sich auf der Stelle in Luft aufgelöst. Später erfuhr ich, dass sie einfach den Horden von Leuten entgehen will, die ihr irgendein Schreiben überreichen, ihre Hände drücken oder den Saum ihres Mantels küssen wollen. Oder ihr einen Knopf abreißen wollen, um wenigstens ein greifbares Souvenir von ihr zu haben.

Keiner brachte es fertig, den Raum zu verlassen, obwohl sie weg war. Keiner wollte nach Hause gehen.

Nach einer Dreiviertelstunde waren schließlich doch alle gegangen. Außer mir. Ich saß immer noch auf meinem Platz, ganz allein. Da stand sie plötzlich wieder unten an der Tafel.

Der Hörsaal hat eine Akustik, dass zwei Personen, weit voneinander entfernt, ein Gespräch im Flüsterton führen können. Sie sprach gedämpft, aber ich hörte ihre Stimme in der hintersten Reihe klar und deutlich.

»Sie sind das, die mir geschrieben hat. Ich habe den Brief gelesen. Auch die Arbeit. Interessant. Aber es tut mir leid. Ich nehme keine Schüler.«

Sie kam nach oben.

»Einmal schreiben Sie, die Gewissheit, dass es Naturgesetze gibt, mache Sie am glücklichsten – die Stelle ist mir besonders aufgefallen. Was für ein Statement für eine Achtzehnjährige! Ich habe mich wirklich gefragt, ob ein Mädchen, das so was von sich gibt, nicht bloß eine Neurotikerin ist?«

»Und ist sie das?«

Sie trat näher. Sie sprach, als handelte es sich um jemand anderen.

»Sie kann ihren Körper spüren. Für so was interessiere ich mich. Die etwas tieferen Einsichten kommen nie ausschließlich vom Gehirn. Hat Sinn für Mathematik und Physik. Sieht reizend aus. Also wo ist das Problem?«

»Männer.«

Von irgendwelchen Problemen hatte ich in meinem Brief an sie nichts erwähnt.

»Was ist mit den Männern?«

»Sie sind knackig. Wie Äpfel. Sie zu ignorieren ist schwer für mich. Hinterher ist immer Chaos.«

Sie setzte sich auf den Platz vor mir.

»Was wollen Sie denn?«

»Ich will in die Physik. Die Uni ist eine Vorschule, ein Wartezimmer. Ich will nicht im Wartezimmer sitzen. Ich will rein. Dahin, wo Sie stehen. Drinnen. Ich fühle das. Ich habe das gefühlt, seit ich die ersten Artikel von Ihnen gelesen habe. Als ich zwölf war, hat mir jemand eine Tafel mit dem periodischen System gezeigt. Ich hab das sofort verstanden. Es war der glücklichste Augenblick meines Lebens. Ich verstand, dass es Naturgesetze gibt. Die das Chaos ausbalancieren. Ich will die Physik nicht von außen verstehen. Sie können den Menschen helfen hineinzukommen.«

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. Zum ersten Mal erlebte ich diese Berührung, die, wie ich mit der Zeit verstand, so unentbehrlich für sie war. Eine Berührung, die nicht nur freundlich war, sondern auch forschend. Auch ihre Finger versuchten, sich in meinem System zu orientieren.

»Sie schreiben, Sie seien von der Gruppenfeld-Theorie fasziniert. Sie hätten persönliche Erfahrungen. Woran denken Sie?«

»Ich rufe Aufrichtigkeit hervor.«

»Und das heißt?«

»An der Bushaltestelle vergehen zwei Minuten, dann hat mir der Mann vor mir in der Schlange von seiner kranken Frau erzählt. Im Bus erzählt mir dann die Frau auf dem Nebensitz von ihrer Liebe zu ihrem Hund. Die Jungs, die mit mir aussteigen, erzählen mir erst von ihrem Kummer, nicht für die erste Mannschaft nominiert worden zu sein. Und dann von den Mädels, in die sie verknallt sind.«

Sie knöpfte meinen Hemdärmel auf, krepelte ihn auf, drehte meinen Arm. Befühlte die Narben.

»Ich wollte immer gern eine Tochter haben«, sagte sie.

Kaum war es heraus, erstarrte sie. Der Satz war vollkommen fehl am Platz. Wie meine Antwort.

»Ich wollte immer gern eine Mutter haben.«

Menschen, die das zum ersten Mal erleben, erschrecken sich normalerweise. Sie nicht. Der Schock war nur schwach. Und dahinter steckte eine ungeheure Neugier.

»Ich war das nicht, die das gesagt hat«, sagte sie. »Und die deinen Ärmel aufgekrepelt hat. Es war etwas in mir. Etwas teilweise Fremdes.«

Wir blickten uns an. Sie sprach langsam, nach innen gewandt, sie scannte ihr eigenes System.

»Man hat den Eindruck zu fallen. Als wären wir nicht mehr

von den Konventionen gestützt, die gewöhnliche Unterhaltungen leiten. Hast du ein Wort dafür?«

»Wo ich aufgewachsen bin, nannten sie es den Susan-Effekt.«

Sie rollte meinen Ärmel hinunter und knöpfte ihn zu.

»Es ist keine gewöhnliche Forschung. Veröffentlicht wird nichts. Alle Ergebnisse sind vertraulich. Das Gehalt ist eine Sonderzahlung. Für deine Karriere ist das wahrscheinlich nicht gerade der direkte Weg.«

»Ich habe so einige Narben«, sagte ich. »Ich werde eine schwierige Schülerin sein.«

Sie lachte lauthals. Ihr Lachen machte alle und alles in ihrer Umgebung glücklich, sogar das leere Auditorium.

Sie stand auf.

»Du kannst mich nächste Woche besuchen kommen. Ich habe drei Söhne. Die fasst du mir nicht an.«

Wir sahen uns in die Augen. Gepaart mit tiefer Aufrichtigkeit kommt die Zukunft immer zum Vorschein. Vielleicht ahnten wir beide, dass ich sechs Monate später mit allen drei Söhnen im Bett gewesen sein würde. Und nach einem weiteren Jahr auch mit ihrem Mann.

Vielleicht wussten wir beide, dass ich mit den nun zwischen uns aktivierten Kräften versuchen würde, alles zu vertilgen, was mir im Weg stand, um ihr näherzukommen.

»Überleg's dir reiflich, Susan. Und brich bloß keine Brücken hinter dir ab.«

Ich sagte nichts. Es gab nichts zu überlegen. Es gab keinen Weg zurück. Und zwar nicht, weil die Brücken hinter mir abgebrochen waren. Sondern weil sie ihre Bedeutung verloren hatten.

4

Es gibt Frauen, die schon fünf Jahre vor der Schwangerschaft wissen, dass sie mit zwei Mädchen und einem Jungen niederkommen werden, die alle drei auf die Internationale Schule gehen und mehrere Sprachen sprechen und 2027 *Face of the Year* werden und Jura studieren und eine gute Partie machen und Mitglied des Ethischen Rats werden würden.

Ich wusste nur, dass ich Kinder bekommen und ihnen Essen machen würde.

Das hab ich gerade getan.

Wir essen schweigend. Möglicherweise ist dies die letzte Mahlzeit, die wir gemeinsam einnehmen werden. Trotzdem wird es ja wohl in Ordnung sein, es zu genießen.

Ich habe die gemeinsamen Essenzeiten nie mit Macht erzwungen. Als die Zwillinge klein waren und sämtliche Mahlzeiten als *Einmal volltanken!* auffassten, und zwar möglichst in der Luft, damit sie ihr Spiel wegen der Landung nicht unterbrechen mussten – in jenen Jahren wartete ich ab und ließ sie toben und vom und zum Tisch laufen, ganz nach Belieben. Ich glaube, sie waren neun, ehe wir zum ersten Mal eine Situation hatten, in der wir uns so ins Essen vertieften wie jetzt.

Wir spüren die leichte Schärfe des Salats. Die säuerliche Note der Sauce. Den Pizzaboden, so dünn, dass er nichts mehr von einem Brot hat, übrig geblieben ist nur der intensive Korngeschmack des italienischen Mehls und eine schwerelose Knusprigkeit unter dem Stallduft des geschmolzenen Käses, die säuerliche Süße der brühheißen Tomaten und die fette Bitterkeit der Oliven.

Ich werde es niemals irgendjemandem gegenüber zugeben. Aber jedes Mal, wenn ich ihnen Essen serviere, merke ich eine leichte Kontraktion der Gebärmutter. Als ich den Zwillingen die Brust gab, war es auch so. Es ist, als würde ich sie noch immer stillen. Und zwar nicht nur die Kinder, sondern auch diese Sonnenfinsternis namens Laban Svendsen.

Es ist ein vorgeschichtliches Gefühl, es hat etwas Präkambrisches, es hat die Evolution und Jahrtausende hinter sich und die unzähligen Male, bei denen Säugetiere ihren Jungen die Brust gegeben und sie gefüttert haben.

Bald sind wir keine Familie mehr. Aber in diesem Moment sitzen wir zusammen, und ganz egal, wie schlimm es um uns steht: Nahrung muss sein.

Laban säubert sich die Finger mit der Serviette. Pizza haben wir immer mit den Fingern gegessen, Geschmack entsteht nicht nur im Gaumen, sondern auch in den Händen. Dann schlägt er die graue Aktenmappe auf und legt sie auf den Tisch.

Zuoberst liegt ein schwarzweißes Foto. Von einer Frau, vielleicht Anfang sechzig. Das Haar dicht, kräftig, weißgrau. Das Gesicht beeindruckend schön, skandinavisch, eine nordische Göttin, frisch eingetroffen aus Walhalla.

Nur die Kleidung passt nicht ganz dazu. Und der Schmuck. Um den nackten Hals liegt eine Reihe prächtiger Perlen, die sogar auf dem Foto einen Glanz verströmen, der sich nur in großen Muscheln entwickelt und in Tiefen, in die das Wort »Simili« nicht hinabdringen kann. Und der dunkle Wollpulllover fällt mit der seidenartigen Schwere, die nur dem Kaschmir eignet.

Unter dem Foto liegt ein Umschlag. Laban reicht ihn mir, ich nehme ein Messer und schneide ihn auf. Er enthält ein DIN-A4-Blatt, ich lese vor:

»Magrethe Spliid, geboren 1942. Doktor in Geschichte, seit 1964 Dozentin an der Militärgeschichtlichen Fakultät der Akademie für Verteidigung. Seit 1970 Beraterin der NASA. Aufenthalt in den USA von 1968 bis 71. Assoziiertes Mitglied der Universitäten Yale und Cornell, der Hochschule des amerikanischen Heeres, des Instituts für Konfliktforschung der US-Luftwaffe in Michigan. Seit 1971 Professorin an der Zweiten Abteilung der Akademie für Verteidigung, der Fakultät für Strategische und militäroperationelle Prognosen. Seit ihrem Ausscheiden 2012 fest verpflichtet als Beraterin.«

Darunter stehen zwei telegrafisch knappe Sätze in Blockschrift:

*LETZTE ZWEI PROTOKOLLE ZUKUNFTSKOMMISSION
DES FOLKETINGSP?*

MITGLIEDERVERZEICHNIS KOMMISSION?

Das ist alles.

Ich klappe meinen PC auf und suche Magrethe Spliid im Netz. Alles, was kommt, ist eine lange Liste ihrer Beiträge. Und vier kleine Zeitungsnotizen anlässlich ihres fünfzig-, sechzig- und siebzigsten Geburtstags. Sie ist vierundsiebzig. Sieht aber fünfzehn Jahre jünger aus, mindestens.

Thit und Harald stellen sich neben mich. Laban bleibt sitzen. Ein Computer ist für ihn ein Abfallprodukt. Er mag ihn nicht anfassen, er mag ihn nicht ansehen. Und vor allem kann sein verfeinertes Gehör es nicht ertragen, ihn zu hören.

Unter *Zukunftskommission des Folketings* gibt es keine Einträge.

Ich stelle unser Festnetztelefon auf den Tisch. Es ist vermutlich eines der letzten in Dänemark. Auf der Homepage des Verteidigungsministeriums steht eine Telefonnummer. Ich rufe an und stelle auf laut.

»Akademie für Verteidigung.«

Das ist keine fesche kleine Bürobotin, die ich da am Apparat habe. Sie ist Stabsfeldwebel im freiwilligen Frauenkorps.

»Ich möchte gerne mit Magrethe Spliid verbunden werden.«

»Das geht leider nicht. Wollen Sie ihr eine Nachricht hinterlassen?«

»Mein Name ist Susan Svendsen, Dozentin am Institut für Experimentalphysik. Ich hätte gern ihre Durchwahl.«

»Tut mir leid, die kann ich Ihnen nicht mitteilen.«

»Können Sie mir überhaupt etwas mitteilen?«

»Ich kann Ihnen die Mailadresse der Akademie geben.«

»Das würde mich mit einem kaum zu ertragenden Gefühl der Dankbarkeit erfüllen.«

Ein großer Vorteil von Festnetztelefonen und der eigentliche Grund, warum ich das unsere behalten habe, ist der Hörer. Man kann ihn nämlich auf die Gabel knallen. Zum Beispiel in diesem Fall.

Laban schüttelt den Umschlag. Und lauscht. Er hat sich stets durch das Dasein gelauscht. Der Umschlag raschelt. Laban dreht ihn um, heraus fällt ein kleines Foto.

Es ist ein Schnappschuss, in Farbe, mindestens fünfzig Jahre alt, aus der Zeit, als der Farbfilm noch neu war. Das Foto sieht aus wie koloriert, und die Farbe ist im Laufe der Jahre verblasst.

Aber an der Szene selbst ist nichts Verblasstes. Zwei junge Frauen sitzen auf der Terrasse des Cafés *A Portas* am Kongens Nytorv, die Sonne scheint, und sie teilen sich eine Flasche Champagner rosé und haben eine Ausstrahlung, dass man, obwohl der Fotoapparat es nicht eingefangen hat, genau weiß, dass die Schlange der Verehrer gleich außerhalb des Bildrahmens anfängt und bis weit in die Lille Kongensgade hineinreicht.

Die eine ist Magrethe Spliid. Wie sie mit Anfang zwanzig aussah. Weniger Ernst, weniger Durchschlagskraft. Aber dieselbe Schönheit.

Die andere Frau glaube ich zuerst nicht zu kennen. Aber irgendetwas an ihrem Gesicht macht mich unruhig.

Ich schaue auf und sehe die Blicke der anderen. Sie sind überrascht. Darüber, dass die Frau diejenige ist, die sie ist. Und darüber, dass ich sie nicht erkenne.

»Das ist Omi«, sagt Harald. »Mit vollen Segeln. Und zugeschaltetem Nachbrenner.«

Ich räume die Teller ab.

»Die Frau«, sagt Laban. »Laksmir, das Mädchen, mit dem ich unterwegs war, sie ... war eigentlich meine Schülerin. Auf dem Konservatorium.«

Thit lächelt ihn an. Es ist die Sorte Lächeln, die durch Mark und Bein geht und sich an der Wand hinter dem Ange-lächelten festsetzt.

»Möchtest du damit sagen, Papa, dass euer Verhältnis in Wirklichkeit sozusagen musikalischer Natur war?«

Laban antwortet nicht. Er steht mit dem Rücken zur Wand. Eine ungewohnte Position. Für einen Mann, für den es sich von selbst versteht, dass ihm die Welt zu Füßen liegt.

»Mama. Warum hat uns Hegn nicht mehr Infos gegeben?«

Die Frage hat Harald gestellt. Er liebt Genauigkeit. Spar-same Informationen widern ihn an.

Ich sehe Hegn vor mir. Im Gefängnis. Im Ehrenwohnsitz. Diese Neugier, die er plötzlich nicht mehr zurückhalten konnte.

»Er testet uns«, sage ich. »Testet mich. Er glaubt nicht an den Susan-Effekt.«

5

Als ich Labans Gesicht zum ersten Mal sah, war es zum Teil hinter zwölf Kilo frisch aus der Erde geholten Kartoffeln verborgen, die Andrea Fink ihm zum Schälen vorgesetzt hatte.

Ich war neunzehn, ich kannte Andrea Fink seit anderthalb Jahren, und zu dieser Zeit war ihr Haus noch offen und gastfreundlich.

Aber die Abendessen, zu denen sie in den Ehrenwohnsitz lud, gehörten nicht zu der Sorte, bei der man einem Diener den Pelz reichte, sich an die gut gedeckte Tafel setzte, die gestärkte damastene Serviette auf dem Schoß ausbreitete und anfang, die verschiedenen Gänge in sich hineinzuschaukeln.

Andrea Fink lud die Gäste für 16.30 Uhr ein, warf ihnen schon im Entree eine Schürze zu und zeigte ihnen den Weg zur Spülküche hinunter, wo eine Schubkarre mit erdverklumpten Porreestangen ihrer harrte, während auf dem Tisch ein Viertel Kalb im eigenen Blute schwamm. Neben den zwölf Kilo frisch ausgegrabenen Erdäpfeln, die Laban Svendsen gerade schälte.

Keine sprachliche Wendung kann hinlänglich erklären, was in mir vorging, als ich ihn sah.

In gewisser Weise würde ich sagen, dass ich ihn wiedererkannte. Ohne ihn je gesehen zu haben.

Aber das braucht es manchmal nicht, um jemanden wiederzuerkennen. Manchmal, wie eben damals, ist es das dunkle Gefühl, Opfer einer sonderbaren Vertrautheit zu sein, deren Ursprung unerklärlich ist.

Ich machte kehrt, um das Weite zu suchen, aber Andrea Fink stand hinter mir. Sie reichte mir einen Kartoffelschäler und schob mich Laban gegenüber an den Tisch. Ich war gefangen.

Es waren kleine Kartoffeln, schorfig und mit dicker Schale und einem Haufen schwarzer Augen, die mich mit bangen Ahnungen anglotzten und ausgestochen werden sollten. In dem kalten Wasser wurden unsere Hände rot und steif. Wir standen uns gegenüber und arbeiteten, ohne ein Wort zu sagen.

Dann kam ein junges Mädchen in die Küche, vielleicht sechzehn Jahre alt. Sie gehörte zur Bedienung und war in Uniform. Man darf sich in Andrea Fink nicht täuschen. Dass die Gäste das Essen selber vorbereiten, hatte nichts mit Geiz zu tun, sie war immer von reichlich Personal umgeben. Und zwar sowohl in den Labors als auch in ihrer Unterkunft.

Laban drehte sich zu dem Mädchen um.

»Als ich acht war, hat meine Mutter Selbstmord gemacht«, sagte es. »Ich denke nicht mehr sehr oft daran. Aber ich hatte das Gefühl, ich müsste euch das sagen. Ich hab Vertrauen zu euch.«

Laban starrte sie an. Ich sah aus den Augenwinkeln, dass einige Gäste hinzutraten. Ich ahnte, was sich hier anbahnte, aber es ging trotzdem schneller als vermutet.

Eine ältere Frau beugte sich vor Laban zu dem Mädchen hinüber.

»Entschuldigung«, sagte sie. »Darf ich Ihnen was verraten? Bei mir wurde gerade ein Bandscheibenvorfall festgestellt. Am fünften Wirbel. Ich habe solch eine Angst, im Rollstuhl zu enden.«

Ich schätzte Laban zwei, drei Jahre älter als mich. Aber es war deutlich, dass er darin geübt war, einer gewissen Auf-

merksamkeit ausgesetzt zu sein. Aber was sich hier entwickelte, war etwas anderes.

»Strahlen die Schmerzen in die Beine aus?«

Es war die Frage eines bekannten Arztes und Hirnforschers, der hinzugetreten war.

»So war es nämlich bei mir. Ich hab es ignoriert. Man ist schließlich ein Mann. Keiner sollte mich daran hindern, einen Morgen Land mit der Motorsäge abzuholzen. Ich habe den Nerv zerstört. Musste das Krankenhaus verlassen. Den Lehrstuhl räumen.«

Er demonstrierte sein Hinken. Der gleichsam elternlose Unterschenkel, der bei jedem Schritt willenlos hinterherschlackerte.

»So was zu hören ist wirklich nicht schön! Ich hab immer Angst vor dem Tod gehabt.«

Das sagte eine jüngere Frau, die eigentlich mit dem Porree beschäftigt war, aber jetzt von diesem Mahlstrom der Offenheit mitgerissen wurde.

Laban glich einem Ertrinkenden. Ich fasste ihn am Arm und führte ihn hinaus, langsam, ohne den Leuten den Rücken zuzukehren.

Wir kamen an einem Anrichterraum vorbei. Ich zog ihn hinein und schloss die Tür. Er starrte mich an.

»Was war das? Was ist da passiert?«

Ich hätte ihn gern schrittweise an die Wahrheit herangeführt, unter Berücksichtigung der pädagogischen, allmählichen Verifizierbarkeit, eines Elements, für das ich die Naturwissenschaften liebe. Aber dafür war keine Zeit.

»In einem Raum wie dieser Küche, in dem Menschen zusammen sind, kommt normalerweise nur ein kleiner Teil der Wirklichkeit aufs Tapet. In unserm Fall aber kam auch der Rest zum Vorschein.«

»Warum?«

»Das ist etwas, was um mich herum geschieht. Es war schon immer so. Ich bin damit geboren. Es ist ein Fluch.«

Die Tür ging auf, ein Kellner brachte einen Stapel Tablett herein. Er entdeckte uns und hielt inne.

»Ich habe einen kleinen Sohn bekommen«, sagte er. »Gestern früh. Um 6.15 Uhr. 3800 Gramm. Ich denke immer nur daran. Seine Mutter und ich ...«

Wir bewegten uns rückwärts in Richtung Tür.

»Ihnen nie den Rücken zukehren«, sagte ich leise. »Dann fangen sie an zu laufen.«

Wir waren auf dem Gang und schlossen die Tür hinter uns. Laban dachte, wir seien entkommen und erlöst. Ich hoffte lediglich auf eine Verschnaufpause.

Wir waren beide zu optimistisch. Die Treppe zum Erdgeschoss war von einem Seidenkleid blockiert, das so mächtig war wie der Mantel eines Mandarins.

Der Mantel umhüllte eine Nobelpreisträgerin in Chemie, respektiert und gefeiert als Brøndsteds legitime Erbin. Tränen strömten über ihre Wangen. Als wir an ihr vorbeiwollten, ergriff sie Labans Handgelenk.

Sie konnte offensichtlich gut zupacken, er stoppte, als wäre er gegen eine Tür gelaufen.

»Sie wollen wissen, warum ich weine? Weil ich meinen Mann betrogen habe! Jahrelang.«

Labans Miene verriet, dass er daran jedenfalls nicht beteiligt war. Der Schweiß lief ihm übers Gesicht. Und es war der kalte Schweiß der Angst.

Wir spürten beide, wie diese Frau litt. Genau das ist das Problem mit der Wirklichkeit. Sie ist keine stabile chemische Verbindung, sie ist eine labile Mischflüssigkeit. Und ein großer Prozentsatz der Mischung besteht aus Leiden.

Ich entschied mich einzugreifen.

»Sie haben die Wahl. Entweder verlassen Sie ihn, oder Sie erzählen ihm alles. Glauben Sie mir, ich erforsche die Männer, seit ich vierzehn bin.«

Während ich redete, umfasste ich ihr Handgelenk und befreite Laban, indem ich seinen Arm gegen ihre Fingerspitzen drückte, wo ihr Griff am schwächsten war.

»Das muss letztes Jahr gewesen sein«, sagte sie. »Dass Sie vierzehn waren.«

Das war eine gelungene Retourkutsche, anscheinend lässt man wirklich größte Sorgfalt walten, wenn man den Nobelpreis in Chemie vergibt. Aber offenbar hatte ich sie getroffen, irgendetwas in ihr war in Gang gekommen.

Wir waren ihr entwischt und liefen die Treppe hoch.

»Wie hast du das denn gemacht?«

»Das ist die einzige Möglichkeit zu überleben«, sagte ich, »in meiner Lage. Mit einer Mischung aus gutem Rat und Befreiungsgriffen.«

Zwischen Hauptgericht und Dessert wurde mir klar, dass Laban Komponist sein musste. Und zwar, als er vor atemlos lauschendem Publikum eine eigene Klaviersonate spielte und zwei seiner Lieder sang. Es folgte donnernder Applaus.

Er kam vom Podium und setzte sich mir gegenüber.

»Und? Wie fandst du's?«

Künstler und Forscher sind normalerweise zu zart, um unmittelbar von der Bühne herunterzukommen und um Anerkennung zu bitten. Bereits hier ahnte ich, wofür ich späterhin die Gewissheit bekam. Dass Laban Svendsen Empiriker war. Und einfach verlässliche Erfahrungswerte dafür hatte, dass es nur einen Weg gab: Es konnte nur gut laufen.

»Ich höre nichts anderes als Heimatmusik«, sagte ich.